Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

201 (30.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Warum Bombenverbrecher

Zur Psychologie der Angeklagten von Altona

Dieser Tage begann in Altona der Prozeß gegen die norddeutschen Bombenattentäter. Die Bombenattentate und die zahlreichen politischen Gewaltverbrechen der letzten Tage und Wochen gaben in allen rechtlich denkenden Kreisen immer wieder Veranlassung zu der Frage über die sittliche Verrohung eines Teils der politischen Jugend. Natürlich muß man sich darüber klar sein, daß politische Terrorakte, wie sie in Altona zur Beurteilung stehen, auch bei den für derartige Taten günstigen Zeitverhältnissen nur von solchen Menschen ausgeführt werden, bei denen die Bereitschaft zu aufsehenerregenden und rebellischen Aktionen von vornherein gegeben ist.

Der Unterschied zwischen der Psychologie des Verbrechers und der des sogenannten normalen Bürgers liegt im Gewissen. Jeder Mensch hat in sich verbrecherische Anlagen, die aber bei dem gesunden Menschen durch den Druck des Gewissens nicht zur Ausführung gelangen. Beim Verbrecher ist das Gewissen fehlerhaft, d. h. es ist unzweckmäßig ausgebildet, daß es seine Funktionen nicht hinreichend erfüllen kann. Was wir Gewissen nennen, ist eine seelische Kontrollinstanz in der Persönlichkeit des Menschen, die sich in früher Jugend zu formen beginnt. Die ersten Ansätze dazu sind die elterlichen Gebote und Verbote an das kleine Kind, die für es autoritative Bedeutung haben. Indem nun das Kind es den Eltern gleichtun will (alle Erziehung beruht ja im Grunde auf Vorbild und Nachahmung der von dem Kinde geliebten Person), nimmt es diese Vorschriften des sozialen Verhaltens in sein eigenes Ich auf und kontrolliert seine triebhaften Handlungen an diesem Ich-Ideal. Bei vernünftiger Erziehung verliert das elterliche Ich-Ideal nach und nach seine persönliche Gestalt und wird zur allgemeinen Gewissensschranke des erwachsenen normalen Menschen. Wird aber die Beziehung des Kindes zu seinen Eltern oder Pflegepersonen bereits in früher Kindheit aus dem Gleichgewicht gebracht, so nimmt auch die Gewissensbildung mehr oder weniger große Schädigungen auf, und sehr leicht kommt es zur Entstehung eines verbrecherischen Charakters. Das rauh unfreundlich erzogene Kind wird den vielfach nur mit Mühe unterdrückten Haß gegen seine Eltern allmählich auch auf seine übrige Umgebung übertragen und wächst so zum Menschenfeind heran. Namentlich der Haß gegen den Vater wird auf alle vaterähnlichen Personen, ja man kann sogar sagen, auch auf die vaterähnlichen Körperschaften übertragen. Wir sprechen nicht umsonst bisweilen vom Vater Staat, und mancher anarchistische Bombenleger des zaristischen Rußland wird sich kaum bewußt gewesen sein, daß sein Haß gegen das regierende „Väterchen" ursprünglich seinem eigenen Vater gegolten hat. Je mehr die antisozialen Triebe, die sich beim normalen Kind in gelegentlichen Unarten auswirken können, schon frühzeitig mit aller Gewalt unterdrückt werden, desto unerbittlicher und eiserner lastet auf ihm der Druck eines überstarken Gewissens, der eine allmähliche Anpassung des kindlichen Trieblebens an die gesellschaftlichen Gesetze der Erwachsenen unmöglich macht. Die verbrecherischen Strebungen werden nicht allmählich überwunden und verdrängt, sondern mit solcher Gewalt in der Seele des Kindes festgeklemmt, daß zwanghafte Handlungen entstehen, die zu gelegentlichen explosiven Entladungen drängen.

Dazu kommt noch etwas anderes. Allzu scharfer Tadel und allzu große Lieblosigkeit von seiten der Eltern erzeugen im Kinde nicht nur, wie bekannt, die ebenfalls sozial gefährlichen Minderwertigkeitsgefühle, sondern häufig auch das direkte Gegenteil: Die anfangs den Eltern und später den fremden Personen zugedachten Zärtlichkeitsgefühle werden infolge der frühen Enttäuschungen, denen das Kind ausgesetzt ist, auf das eigene Ich zurückgezogen, und infolgedessen wird aus dem Kinde ein rücksichtsloser Egoist, der auch im späteren Leben nicht gewohnt ist, den Ansprüchen seiner Mitmenschen Rechnung zu tragen. Es ist klar, daß solche Menschen, denen das Wohlsein der Anderen Nebensache ist, bei ihrer meist gleichzeitig vorhandenen Ablehnungsbereitschaft gegen alles Autoritative besonders leicht zu abenteuerlichen politischen Plänen aufgelegt sind.

Zweifellos darf nicht verkannt werden, daß auch die politische und verstandesmäßige Einstellung der Eltern zu ihrer Umgebung auf das Kind einen nachhaltigen Eindruck ausüben. Wenn schon die Eltern in fanatischem Haß ganze Gruppen von Volksgenossen als minderwertig, vaterlandslos oder verbrecherisch ablehnen, so ist es natürlich kein Wunder, wenn auch den Jungen der politische Gegner als verachtungswürdiger Satan erscheint. Natürlich sind die Bombenverbrecher von Altona voll und ganz für ihre Tat verantwortlich zu machen. Aber diese Tatsache entlastet nicht im geringsten jene reaktionären Erzieher, insbesondere auch die Lehrer, unter deren Herrschaft und beschränkten politischen Anschauungen sich derartige volks- und staatsfeindliche Charaktere entwickeln konnten. Die Psychologie des Bombenverbrechers ist mehr als jede andere Psychologie ein Erziehungsproblem.

Nicht auf den Teller spucken

Man hat oft dem Wiener Adel als einen seiner besonderen Vorzüge sein gutes Benehmen, seinen Anstand und seine feinen Sitten nachgerühmt. Daß dieses Lob nicht immer verdient gewesen ist, beweist eine Verordnung des Wiener Hofamtes aus dem Jahre 1624, die den folgenden Wortlaut hat:

Ordre vom Jahre 1624

betreffend die Verhaltungsmaßregeln für die zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junker.

Sintemalen Ihre K. K. Hoheit geruhten, mehrere Offiziere an Höchstdero Tafel zu invitieren, muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensure régulaire, als:

1. Item mit blankem Zeuge, saubern Rock und Stiefeln und nicht antrunken Ihre K. K. Hoheit inkompletmentiren.

2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füße nicht lang ausspreizen.

3. Item nach jetem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speiß nur einmal halbert ausleeren, vorhinein aber den Schnauzbart und das Maul sauber abwischen.

4. Mit der Hand nicht in die Vorlegeschüssel langen oder die abgekiefsten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen.

5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf den Teller speien oder in das Tischtuch schneitzen.

6. Item zu letzterem nicht zu viehisch humpieren, daß man vom Stuhle fällt oder item nicht mehreren gradweg gehen kann.

Frh. v. X., Feldhauptmann.

Die Höllenmaschine

Von Werner Lobbenberg

Wenn Sie je von Jonas Russel, dem hinreißen liebenswürdigen amerikanischen Hochstapler gehört haben, so müssen Sie unbedingt erfahren, wie er kürzlich auf seiner Europareise in Ragusa die Sache mit der Höllenmaschine gemanaget hat.

Russel erzählt das folgendermaßen: Während ich noch in Triest saß, war Gertie, mein entzückendes Wiener Puppenmädchen, schon die damaltinische Küste hinunter nach Ragusa vorgefahren, um dort einen der vielen Engländer oder Franzosen für sich zu interessieren. Da derartiges schon in den ersten zehn Minuten nach Gerties jeweiligem Auftauchen zu geschehen pflegte, konnte ich getrost am andern Tage nachreisen, um ebenfalls in Gerties Hotel abzusteigen. Die Sache lief schon: es war diesmal ein langer, sonnverbrannter Engländer, mit mächtigen Backenknochen, namens Jim Toxie, dem es Gertie mächtig angetan hatte. Ich machte seine Bekanntschaft und hatte bald heraus, daß der Kerl schon halb verrückt war, weil Gertie sich von ihm zwar hatte ansprechen lassen, in der Folge aber sehr auf Wahrung der erforderlichen Distanz sah. Wir vertrugen uns ganz gut und der Engländer klagte mir an jedem Tage mehr sein Leid in Bezug auf die spröde Blume seines Herzens.

„Pah," sagte ich eines Tages zu Jim Toxie, „Sie kennen die Weiber nicht, Toxie, Sie verstehen nicht, mit ihnen umzugehen. So wie Sie das da machen, werden Sie niemals weiterkommen. Man muß den Weibern gegenüber auftreten, mon cher, man muß ihnen imponieren. Ich hätte eine Idee für Sie."

Jim machte erwartungsvolle, fröhliche Augen.

„Sehen Sie zu, Toxie," fuhr ich fort, „daß Ihnen Ihre Freundin erlaubt, daß Sie sie einmal auf ihr Zimmer begleiten dürfen. Dann nehmen Sie eine Höllenmaschine mit, stellen sie vor Ihrer Dame auf, machen ein Theater, daß Sie das Leben ohne Ihre Angebetete nicht mehr ertragen könnten, mit Arme in die Luft werfen und so, und daß Sie entschlossen wären, dem elenden Leben ein Ende zu machen, aber nicht nur dem Ihrigen, sondern das ganze Hotel müsse gleich mit dran glauben und deswegen hätten Sie die Höllenmaschine usw. Da sollen Sie mal sehen, Toxie, wie die Dame klein wird. Oh, das kann ich Ihnen, wenn Sie wollen, schriftlich geben."

Jim Toxi sah mich ernst an. „Sie dürfen sich nicht gar so dumm anstellen, So sollen doch selbstverständlich keine richtige Höllenmaschine mitnehmen, sondern einfach eine harmlose Zigarrenkiste, die wir hübsch wie ein Teufelsding herrichten. Das ist doch klar. Wenn Sie wollen, besorge ich Ihnen so ein Ding und mache es nett zurecht, ja?"

Da grinste Jim über das ganze braune Gesicht und schlug ein.

Ich holte also ein Zigarrenkistchen und baute da auf meinem Zimmer allerhand hinein: ziemlich viel Sand, etliche Drahtspulen, zwei gefährlich aussehende Isolatoren und eine dicke alte, mächtig tickende Taschenuhr. Obenauf kam eine Lage Zigarren. An den Seiten guckten zwei Strippenenden zum Ziehen heraus. Als ich Jim die Kiste gab und er sie ticken hörte, wurde er beinahe kindisch vor Freude.

Er hatte die Kiste in seiner weiten Manteltasche stecken, als er mit Gertie zwei Tage später zu deren Zimmer hinaufstieg. Er war fast erschrocken, als ihm Gertie auf seine Bitte hin, so unversehens gestattet hatte, sie zu begleiten. Oben erzählte ihm Gertie eine Schauermär, wie sie am vergangenen Abend im Spielsaal an die zweitausend Pfund verloren habe und nun selber verloren sei. Der Engländer zuckte mitleidig die Achseln und wollte Gertie zum Ersatz liebevoll trösten. Gertie wehrte ihn energisch ab. Da begann er denn sein Theater. Er stellte die Kiste hurtig auf den Tisch und mimte, wie mir Gertie nachher sagte, sogar ganz vorzüglich. Dann schritt er entschlossen auf die Höllenmaschine zu und erwartete nun, daß Gertie, blaß, willenlos in sich zusammensinke. Gertie aber sagte bloß:

„Lassen Sie mal, Mister Toxie, von Höllenmaschinen verstehe ich mehr als Sie."

Damit wollte sie ihm die Kiste aus der Hand nehmen.

„Um Gottes willen," machte da Jim, „hören Sie nicht ticken, Miß Gertie, sie kann jeden Augenblick losgehen, wenn Sie sie so heftig bewegen."

Aber Gertie hatte sie ihm schon aus der Hand gerissen, den Deckel geöffnet und die Zigarren herausgenommen. Sie betrachtete mit Kennerblicken das mysteriöse Innere und zog dann langsam an der einen Strippe. Es tat einen heftigen Knall. Dicke, blaue Rauchwolken kringelten sich in die Höhe. Zugleich fing das Biest laut an zu summen.

„Sehen Sie, das war die Vorzündung," sagte Gertie sachverständig, „die zweite Strippe hier betätigt die Hauptzündung. Sie schauen mich so entgeistert an, Sie scheinen nicht viel von Höllenmaschinen zu verstehen, „Mister Toxie wie? Ach, Toxi, Sie wissen ja gar nicht, welchen Gefallen Sie mir so ganz ohne Absicht getan haben, indem Sie mir die Maschine hierherbrachten. Meine zweitausend Pfund von gestern abend bekomme ich doch nicht wieder, und da ist es sowieso aus mit mir. Kommen Sie, wir wollen zusammen ein Ende machen."

Sie stellte die Kiste auf den Tisch. Dadurch wurde das entsetzliche Summen, untermischt von dem Ticken des Uhrwerks, noch bedeutend stärker und erfüllte das ganze Zimmer. Dann faßte Gertie die zweite Strippe. Des Engländers lange Beine schlotterten fürchterlich, sein sonst so braunes Gesicht war leichenblaß.

„Lassen Sie es sein, ich bezahle auch Ihre zweitausend Pfund, nehmen Sie die Hand weg, Herrgottnochmal," schrie er, und seine Stimme überschlug sich in wahnsinniger Furcht. Gertie machte tatsächlich einen Zuleitungsdraht los. Das Summen hörte auf. Toxie schrieb, erleichtert, einen Scheck über zweitausend Pfund, Gertie stellte dann die Kiste unter das fließende Wasser und dankte Jim herzlich, daß er ihr so großmütig ein Zurückgehen ins Leben ermöglicht habe. Ich selbst fuhr um diese Stunde schon gen Cattaro, denn was hätte ich Mister Toxi antworten sollen, wenn er mich wegen meines verwegenen Spiels mit dem Leben eines ganzen Hotels voller Menschen zur Rede gestellt hätte? Ich hätte ihm doch wirklich nicht gut sagen können, daß ich in unsere „Höllenmaschine" zwei „Frösche", wie man sie in der Neujahrsnacht anzündet, und einen elektrischen Summer mit einer Taschenlampenbatterie auch noch mit hinein praktiziert hatte.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nack

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

An einem kleinen Tischchen in der äußersten Ecke des Kellerlokales saßen zwei Männer und eine Frauensperson.

Der Tisch, auf dem sich ihre Arme lümmelten, war mal bei einer solennen, fröhlichen Festkeilerei zum Krüppel geschlagen worden; Dem — für die vollen Aperitifgläser bedenklichen — Humpeln seines verkürzten Beines half ein untergeschobenes Ziegelsteinfragment teilweise ab.

Die Drei an diesem Tisch waren in eine wispernd geführte, aber äußerst angeregte Unterhaltung vertieft.

Eine Unmenge von Zigarettenstummeln, die in weitem Umkreise, achtlos weggeworfen, auf dem Lehmboden um ihren Tisch lagen, das hastige Hinterdiebindeschütten der bitteren Aperitifs, die wichtigtuerischen Gebärden, mit dem sie Gedankenstriche ihres Gesprächs andeuteten, das alles ließ erkennen, daß ihre Beratung nicht harmloser Konversation, sondern ernsten Dingen galt.

Papa Picaud blinzelte oft verstohlen zu ihnen hinüber; er zweifelte nicht, daß da etwas Pickfeines ausgebrütet wurde. Er hätte was darum gegeben, zu hören, was die drei sprachen, denn es war sein Ehrgeiz, über alles auf dem Laufenden zu sein, auch wenn er keinen „amtlichen" Gebrauch davon machte. Aber die Schlingel tuschelten leise wie Flöhe im Stroh und außerdem saßen sie verteufelt weit vom Schankpult des Wirtes. —

„Hast du die weißen Roßbohnen im Sack, Louis?", fragte der Boß des sauberen Kleeblattes.

„Hab' sie — mach' dir nur keine Sorgen, Jacques!", entgegnete der andere. Weder er noch das schwammige Weib an seiner Seite zweifelten über diese Frage.

Auch der neuzeitliche Spitzbube, namentlich der Dieb und Einbrecher hält an traditionellem Aberglauben fest. Weiße Roßbohnen sollen — ein äußerst problematisches Rezept! — vor dem Ertapptwerden schützen.

Doch ist Aberglaube individuell; der eine schwört, daß der zweite Schwanzwirbel eines zu Tode gesottenen schwarzen Katers den Einbrecher unsichtbar macht, einer hält die Hasenpfote für den verläßlichsten Fetisch auf der Flucht und viele glauben gar, sich durch ein sauberes Vermächtnis auf dem Tatorte vor Verfolgung zu sichern. Grumus merdae nennen das dann die hochgelahrten Juristen. —

„Seid ihr gewiß", zischelte das unappetitliche Weib, „daß der Fischzug sich auch lohnen wird?"

Sie räusperte sich schleimig; wenn sie — wie jetzt — leise sprechen mußte, klang ihre heisere Stimme wie das morbide Ablaufen einer Grammophonplatte.

Ihre Stimme hatte, als sie noch Straßensängerin gewesen — so behauptete sie selbst — einst Furore gemacht. Durch das ewige Zigarettenqualmen hatte ihr Organ aber betrüblich an Glanz eingebüßt.

Louis machte den vergeblichen Versuch, beide Augen auf sie zu richten. Das mißlang, denn Louis Grard schielte ein wenig. Für die Reize Lucies aber genügte das eine Auge vollkommen.

Wäre sie nur etwas schöner gewesen, ihre Ueppigkeit hätte sie zum Reklamebild für Pilules orientales prädestiniert.

Für Louis, der zwar als Meister in seinem Fach, aber mit seinen Pockennarben und dem struppigen roten Haare keineswegs als männliche Schönheit gelten konnte, reichten die Vorzüge von Lucie aus. Er ästimierte kompakte Fleischmassen und lebte mit der einstigen Straßensängerin seit Monaten in glücklichster Ehe, die für Lucienne den Vorteil hatte, daß sie dabei ihren Mädchennamen Gautier zu Recht weiterführen konnte.

Louis Grard also rieb sich grinsend die Nase. „Wird eine ganze Chose! Wir zwei, der Jacques und ich, arbeiten nicht so ins Blaue hinein! Sind doch keine Anfänger! Wir horchen erst herum, bevor wir ein Ding drehen! Der Kerl hat Moos wie Heu!" — er machte einen kräftigen Schluck und klatschte seiner Freundin auf den mächtigen Schenkel. „Wird ein erstklassiger Coup! Da kannst du Gift drauf nehmen, ma douce vache!"

La douce vache, die „süße Kuh", das war der plastische Spitzname, den Lucie im Leuchtturm führte. Sie ließ sich so aber nur von jenen rufen, die sie mit ihrer Gunst auszeichnete.

Jacques Randoux, dessen liebliches Konterfei gleichfalls seit Jahren das Verbrecheralbum zierte, gab seinem Geschäftskompagnon recht; das tat er eigentlich immer. Er fungierte in allen „Berufsfragen" als Echo des Pockennarbigen. „Reich ist er! Könnte sichs doch sonst nicht leisten, den ganzen lieben Tag nichts zu machen in seiner Villa am Corniche! Und das Auto in dem er fährt — so groß wie ein Walfisch! Marke Renault! Ein Sünde wärs, den nicht um etwas zu erleichtern!" Er spie zur Bekräftigung in weitem Bogen über den Tisch, wie es auch Louis zu machen pflegte.

„Soll er alles von seiner Frau geerbt haben," berichtete Jacques weiter, „die Villa mit dem Garten — ich sag euch, ein Garten, schöner als der Park von Borély! — den klotzigen Kies und alle die Schätze! Und die Teppiche, die ich gesehen habe — so durch die Türspalte, versteht ihr? — die blitzenden Messingstangen im Stiegenhaus — — die geschliffenen Lüster — — — —."

„Muß ein verschrobener Kauz sein," replizierte Louis. „Sitzt der Sonderling mit seiner Pinke-Pinke mutterseelenallein in der einsamen Villa am Corniche! Nie Gesellschaft — nie Weiber! — Ich an seiner Stelle . . ."

„Halts Maul, du Schwein!", zischte die süße Kuh; weniger aus einer Anwandlung von Eifersucht etwa — ihr lag nicht viel an dem Schiefäugigen — aber sie war stets bestrebt, sich den schuldigen Respekt zu verschaffen.

„Eine stocktaube alte Köchin und ein dreckiger, baumlanger Neger, sonst keine Dienerschaft! Na, uns kann's recht sein!" Jacques meckerte wohlgefällig. „Der Schwarze betreut das Haus, den Garten, macht den Chauffeur, der schuftet sich gründlich müde. Wird gewiß schlafen wie ein erschlagener Hai! Der hört grad so wenig wie die taube Köchin! Und ein Hund ist im Haus."

„Hast du herausgekriegt, wo der Neger seine Schlafstube hat?"

„Ich denke wohl in der Mansarde. Und die alte Eule, die Köchin schläft neben der Küche im Souterrain. Aber du mußt durchs Fenster in die Bibliothek hinein. Das Haustor und die Verandatür haben Federglocken. Ich habe versucht, den Bimbam zu überrutschen (Klingel vernichten) wie ich heute so als Bettler — unauffällig anklopfte — es gelang nicht."

„Uebrigens eine eklige Bestie, der Neger!" Jacques spuckte besonders nachdrucksvoll. „Dem möchte ich nicht in die Hände geraten." Er schüttelte sich. „Hat mir nicht einen Sou Almosen gegeben und ich schaute doch wirklich bejammernswert genug aus in meiner Verkleidung! Geizige Bande! Aber ich pfeif ihnen auf freiwillige milde Gaben!", grinste Jacques, „ich hole sie mir selbst!"

„Du?", machte Lucie spitz. „Louis holt sie. Du kannst ja nur schnüffeln und Schmiere stehen. Zu etwas Anständigem taugst du ja gar nicht — Feigling!"

Da polterte aber Jacques Randoux wütend los: „Ausbaldowern und Schmiere stehen ist auch etwas wert. Mehr jedenfalls als schlampig vor sich hindösen und Zigaretten fressen! Merk dir das, süße Kuh!"

„Für dich heiße ich Lucienne Gautier!", schrillte es scharf zurück.

(Fortsetzung folgt.)